

Franz Michael Felder

Der Aufrechte

Monika Helfer

Um den Dichter zu verstehen, muss man sich vorstellen, wie er als Kind gewesen war. Ein kleiner Bub, der sich vor Pferden fürchtete, der nicht sehen wollte, dass die Kuh seines Vaters auf den Viehmarkt getrieben wurde. Schwer war für ihn zu verstehen, dass Tiere Werkzeuge sind. Man hält sie, um nicht zu verhungern. Er war nicht wie die anderen Buben.

Er wollte wie die Mädchen am Stickrahmen arbeiten. Er sah ihnen so gern zu, besonders auch seinem Gotle, wie sie hingebungsvoll auf ihre Arbeit schaute, den Faden mit der Nadel in der Luft.

Der kleine Franzmichel liebte seine Eltern. Grub die Mutter für das Nachtessen Erdäpfel aus und legte sie aufs Feuer, fühlte der Bub sich im Kreis der Familie geborgen. Nichts würde ihm geschehen.

Sein Vater wusste wohl, dass sein kleiner Sohn ein wenig empfindlich war, er bastelte ihm einen kleinen Webstuhl. Der Bub webte Bänder, die er im Dorf mutig verkaufte. So wurde er mit dem Wesen der Leute vertraut. Der Bub tat nichts lieber, als mit seinem Gotle zu arbeiten. Schnell rauschte sein Schifflin im ausgespannten Garn.

Sein Nachbar, ein Greis, von dem gesagt wurde, er sei sonderbar, erzählte dem Bub Geschichten von früher. Franzmichel glaubte ihm alles, so lange der Alte erzählte. Er erzählte von Helden, als wären es gute Bekannte von ihm. Die Siegfried-Geschichte konnte der Bub nicht oft genug hören.

Die jüngste Schwester seines Vaters, das Gotle, litt an einer Gliederkrankheit und konnte nicht auf dem Feld arbeiten. Sie wohnte im Haus der Felders und bewachte jeden unsicheren Schritt des kleinen Franzmichel. Sie fand den Buben etwas kurzsichtig und beobachtete mit Sorge den weißen Fleck auf seinem rechten Auge, der größer wurde. Dabei hatte man vor seiner Geburt schon viele Rosenkränze für das kommende Kind gebetet, denn das erste der Eltern war tot. Man brachte den Bub zusammen mit dem Gotle über den Arlberg zu einem Arzt. Der Arzt aber war betrunken gewesen, als er sich an das Auge des kleinen Buben gemacht hatte. Statt des rechten, kranken Auges nahm der sich das linke Auge vor. Er verdarb das gesunde Auge, es war entstellt und verloren. Franzmichel wurde von da an von seiner Mutter verwöhnt und ein richtiges Mamabüble.

Als Franzmichel das erste Mal von seinem Vater mit in die Kirche genommen wurde, war der Bub ganz verzaubert. Erst irritierte ihn der Geruch, und als dann die Orgel ertönte und duftende Rauchwolken den Hochaltar emporstiegen, begann der Bub heftig zu weinen. Alles war ihm zu himmlisch, und sein schwärmerisches Gemüt galoppierte davon. Seine Art verunsicherte seinen Vater, und so nahm er ihn nicht mehr zur Messe mit. Da stellte der Bub in der Stube einen Stuhl auf und richtete ihn wie einen Altar ein. Er warf über die Lehne ein weißes Tuch, Tannenzweige ersetzten die Blumensträuße, Weidenruten die Kerzen. Er zog über seine Kleider ein weißes Hemd an und imaginierte sich die Heiligkeit dermaßen, dass er zitterte. Er konnte noch nicht lesen und brummte in ein Buch hinein, das für ihn heilig war. Aus einem weißen Tuchrest nähte er sich eine Fahne, er schnitt sich in den Finger, so dass er blutete, und mit seinem Blut färbte er die Fahne ein. So sehr liebte er das Gottesdienst. Der Vater sorgte sich, weil alles auf den Bub so einen tiefen Eindruck machte. Er sah, wie sein Sohn sich mit Leib und Seele jeder Regung hingab.

Franzmichel glaubte an sich und genügte sich selbst.

Ängstlich waren seine Eltern und das Gotle, als er das erste Mal in die Schule ging, empfindlich wie er war, würde er gleich wieder weinen. Ganz anders kam es aber. Er lachte, und das Lernen freute ihn.

Alles Geschriebene nahm er gierig auf. Der Katechismus langweilte ihn bereits.

Als der Vater den neuen Kalender, den er einem Hausierer abgekauft hatte, nach Hause brachte, las er seinem Franzmichel vom Klushund vor, dem Verräter, der nach seinem Tod in einen großen Hund verwandelt wurde und seitdem mit schweren eisernen Ketten als Kriegsprophet im Land umherirrt. Der Bub war so gefangen davon, dass er die Verse (die in Hexameter im Dialekt von dem jungen Vonbun geschrieben waren) bald auswendig konnte. Und mehr beinahe als der Inhalt der Geschichte, faszinierte den Achtjährigen die Form. Das Gotle hielt ihn für krank, weil er so versessen auf die Verse war, und der Vater sagte achselzuckend, dass sei ja immer so, wenn ihn etwas auf die Seite reiße.

Franzmichel hatte auch keine Scheu in der Kirche zu reden, er machte seine Sache gut und wurde gelobt. Nur die Burschen und Mädchen, die älter waren als er, sahen sich durch ihn herabgesetzt. Er war bereits eine kleine Persönlichkeit. Sich selbst zu genügen, war er gewohnt, doch Lob machte ihn stolz.

Bald wurde vom großen Krieg berichtet, der eigentlich kein rechter Krieg sei, nur eine Meinungsverschiedenheit, für die Menschen ihr Leben lassen mussten. Was war Recht, und was war Unrecht? Die jungen Dorfbewohner exerzierten täglich zwei Stunden unter Aufsicht eines ausgedienten Kaiserjägers. Die Unruhen in der Welt draußen waren keinem mehr gleichgültig. Auch Franzmichel begeisterte sich fürs Exerzieren, wurde kriegslustig, und obwohl noch ein Schulbub, wurde er von Seinesgleichen zum Hauptmann gewählt. Er nahm seine Dorftrummel und brachte damit die Dorfbuben zusammen. Spiele der Kinder, die den Müttern unheimlich waren, und sie hatten Angst, dass bald auch ihre Buben ihnen verloren gingen. Franzmichels Vater las jetzt wie sein Sohn alles, was ihm unter die Hände kam, man musste informiert sein. Im Hungerwinter 1847/1848 waren die ohnehin schon benachteiligten Bevölkerungsgruppen am härtesten betroffen. Die Stickerinnen wurden schlecht bezahlt, Hunderte von Arbeitern, die sonst in der Ferne ihr Geld verdient hatten, mussten im Land bleiben. Man verkaufte die Milch um einen Spottpreis, das alles lastete auf den Gemütern, und Friede wurde um jeden Preis herbeigesehnt.

Der Fuhrmann erzählte Franzmichel von der Bibliothek in Innsbruck, wo jede Woche pfundweise Bücher ankommen und ein Bibliothekar sich darum kümmern musste.

Vorarlberg gehörte damals noch zu Tirol, also wollte Franzmichel nach der Schule in die ferne Stadt ziehen und dort zwischen den Büchern sein Leben verbringen.

An einem 12. Februar ging der Vater für eine Arbeit fort, und Franzmichel war es dabei nicht wohl, er wusste nicht warum.

Als er schlief, hörte er Stimmen aus der Stube und ängstlich stand er auf. Er sah seinen Vater auf einer Bahre liegen, neben ihm sein Werkzeug. Der Bub wollte nicht wahrhaben, was er gesehen hatte. Um ihn herum wurde es dunkel und heiß und kalt. Der geliebte Vater tot!

Es gibt eine Poesie des Todes, das schreibt der Dichter, und ich weiß, wovon er spricht. Habe ich doch als Kind meine Mutter verloren, Jahre später meinen Bruder, meinen Vater und dann meine Tochter, sie war gerade einundzwanzig Jahre, als sie von einem Stein erschlagen wurde. Also kenne ich die Poesie des Todes. Überall ist dann Nacht, und kein Licht will mehr leuchten. Wenigstens ein Wunder sollte geschehen. Franzmichels Kurzsichtigkeit war wohl an seinen Sonderbarkeiten schuld, das dachten die Mutter, das Gotle und auch der Bub selber.

Die Mutter weckte Franzmichel, es war noch Nacht, sie zog ihm die Sonntagskleider an. Er sollte zu einem Wundermann gebracht werden. Er fragte, was der Bub könne, und der antwortete, springen und arbeiten und lesen.

Wenn er denn lesen könne, sagte der Wundermann, der ein Geistlicher war, sei es besser für ihn, mit einem Auge ins Reich Gottes zu gelangen, als zwei Augen zu haben und verdammt zu sein. Der Bub wurde in ein Zimmer geführt, in dem ein Altar aufgebaut war. Er musste davor knien, der Geistliche stellte sich hinter ihn und legte ihm die Hand auf den Scheitel. Er begann lateinisch zu beten. Gott wurde aufgerufen, für Franzmichel ein Wunder zu tun. Bevor er ging, hielt ihm der Mann noch eine Predigt über die traurigen Folgen des Lesens und gab ihm ein geweihtes Fläschchen Öl. Draußen fand er den Himmel tiefblau, die Berge so klar, dass er sich

dachte, er sehe besser. Ein kleines Wunderchen, dachte er sich.

Er sah nicht besser. Seine anderen Sinne hatten sich merkwürdig geschärft. Schon früher, war es ihm leicht gefallen, Menschen, auch wenn er sie nur hörte, auseinanderzuhalten, jetzt dachte er sich, er erkenne sie am Geruch. Der Lehrer sah wohl, wie eifrig sein Schüler las, und er gab ihm Bücher aus seiner Bibliothek, das war das Brot für einen Hungrigen. Franzmichel schrieb mit elf Jahren an der Schoppenerauer Schülerzeitung, die jede Woche erschien. Das Schreiben, der Beifall und die Anerkennung machten ihn so glücklich.

Im April 1853 standen die vierzehnjährigen Schüler nach der Messe beisammen und sprachen über ihre Zukunft. Sie waren gerade zu fünft. Ein Fuhrmann, ein Bauer, ein Zimmermann, einer, der nach Wien gehen wollte, um dort Altäre zu bauen, und Franzmichel, der einfach nur dastand, zu den Mädchen hinüberschaute, die über ihre Handarbeiten redeten. Sie alle hatten schon eine Vorliebe für ihren Beruf. Ihn fragte keiner, was er werden wollte. So viel in ihm war unklar und noch nicht in einer Ordnung. Nur eines wusste er, und das sagte er auch der Mutter: Ich muss noch mehr lernen, viel mehr lernen und studieren.

Aber gleichzeitig wusste er, wie sehr ihn seine Mutter brauchte. Das Götter war gestorben, der Vater lebte nicht mehr, es gab keinen Knecht und für die Mutter war die kleine Landwirtschaft zu viel. Also musste er sich kümmern. Er wollte ihr zu Diensten sein und sich dennoch über seine Verhältnisse erheben. Das war kein Widerspruch. Die Mutter sah, wie er sich Mühe gab. Sie war zufriedener mit ihm als er mit sich.

Er aber wollte ein Dichter sein, und er schrieb weiter, abonnierte seine erste Zeitung, Es gibt beim Dichter die Hauptmenschen und die Nebenmenschen, eine Formulierung, die ich nur von ihm kenne. Immer wieder, wenn ich in einem seiner Bücher lese, kommt mir Goethe in Erinnerung – Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit –, was sicher auch sein Vorbild war. Die Art, mit Hingabe zu beschreiben, ist beiden eigen. So wird jedes Haus zum Geschichtenbuch, und wenn nichts Bedeutsames zu finden ist, legt der Dichter etwas hinein. Das gehört überhaupt zum Wesen eines jeden Schriftstellers und macht ihn erst zu einem solchen.

Als er seine Frau Nanni im Vorsäß kennenlernte, war es ihm, als hätte er sie bereits einmal im Traum gesehen. Sie hütete die Kühe und half, wo es gerade nötig war. Er wusste, sie war die beste Schülerin gewesen. Einmal verletzte sie ein niederstürzender Stein gefährlich am Kopf, und er sah wie sie blutend heimgetragen wurde. Sie las während ihrer Genesung Bücher ihres studierten Bruders Kaspar.

Franzmichel war in ihrer Gegenwart ernst und still, er schreibt: „Ihr Blick traf mich tief, tief.“ Er hatte Sorge, er könne ihr wegen seiner inneren Zerrissenheit nicht die Liebe bieten, die sie verdiente.

Nanni wohnte in Au, ihr Vater lebte nicht mehr. Vor dem Haus war ein kleines Gärtchen, und Franzmichel war sich gewiss, das konnte nur Nanni so schön gepflanzt haben. Alles, was sie in die Hände nahm, gedieh. Wie viel sie las! Sie schrieb auch Gedichte, eines vom Frühling durfte er lesen. Er ging von ihr, und sie rief ihm nach: „Komm bald wieder!“

Er fand sich nicht gut genug für Nanni und arbeitete an seiner Selbsterziehung, bemühte sich, ihre Denkungsart nachzuempfinden.

Abends las der Dichter. Schillers Räuber begeisterten ihn, spornten ihn an, selber ein Drama zu schreiben.

Einmal zeigte ihm Nanni die kleine Bibliothek ihres Bruders Kaspars.

Er versuchte sich als Hochzeitsredner und war damit sehr erfolgreich, weil er anders war als all die anderen und seine Reden bis in den Himmel hinaufflogen.

Ein traumatisches Erlebnis war, als er in die Beregenzerach stürzte. Ein Donnern und Rauschen wie von herabstürzenden Lawinen und der Dichter mittendrin. Ich kenne den Fluss, wenn er Hochwasser hat, er ist bedrohlich. Er sah sich bereits nicht mehr unter den Lebenden, seiner Mutter gedachte er und Nanni, die ihm die Liebsten waren. Zum Glück wurde er gerettet.

Was im Weiteren geschah, seine Anerkennung von berühmten Dichtern, gab ihm Recht. Er sollte schreiben. Er musste schreiben.

Schier unmöglich war es, in der klerikal-konservativen Gemeinde sich gegen den Pfarrer Georg Rüscher zu behaupten. Er war sein erbitterter Gegner.

Als Felder mit seinem Schwager Kaspar Moosbrugger die Partei der Gleichberechtigung gründen wollte, kam es zum Eklat. Felder bekam Morddrohungen und flüchtete mit seiner Frau Nanni zum Schwager nach Bludenz. Er zeigte den Pfarrer an wegen Ehrenbeleidigung und Bedrohung der persönlichen Sicherheit. Doch zog er die Klage zurück, weil er eben versöhnlich sein wollte. Als er wieder in Schoppernautau war, trat er mit der Felder-Partei an. Die Pfarrer-Partei verlor.

Mit seiner Frau Nanni, konnte er über alles reden. Sie war so klug wie er.

Sie führten eine glückliche Ehe und hatten fünf Kinder.

Es geschah, was längst hätte geschehen sollen. Der Dichter wurde international wahrgenommen. Seine Romane Sonderlinge und Reich und Arm erschienen in einem Leipziger Verlag.

Ich will Ihnen knapp von meinen Großeltern erzählen, Sie sind mir in Erinnerung an den Dichter Felder sehr gegenwärtig.

Maria und Josef Moosbrugger wohnten in Schnepfau. Als F. M. Felder starb, waren sie noch nicht auf der Welt. Ich frage mich, ob ihnen in der Schule von F. M. Felder erzählt wurde, ob sie später von ihm hörten. Ich weiß es nicht. Gut möglich wäre es. Ihr Bauernhaus stand unterhalb der Kanisfluh. Sie hatten sieben Kinder, und als die Mutter mit zweiunddreißig Jahren starb, war der älteste Sohn gerade 14 Jahre alt. Sie starb, weil sie den Blinddarm auf der falschen Seite hatte. So sagte der damalige Arzt, und mir fällt dabei das gesunde Auge von F. M. Felder ein, das von einem betrunkenen Arzt operiert wurde. Zwei Jahre nach seiner Frau starb mein Großvater an einer Blutvergiftung.

Meine Großmutter war eine schöne Frau gewesen, und als ihr Mann im Ersten Weltkrieg als Soldat in Südtirol kämpfte, unterstellte man seiner Frau ein Verhältnis. Der Mann kam aus dem Krieg zurück und sah, dass seine Frau schwanger war. Das Kind wurde ein Mädchen und meine Mutter. Ihr Vater schaute sie nie an, sein Leben lang nicht, sie versteckte sich unter den Rücken ihrer Mutter. Ihr Vater glaubte seiner Frau nicht. Der Pfarrer kam und montierte das Kreuz ab, das auf der Stirnseite des Hauses angebracht war. Sie waren ab diesem Zeitpunkt geächtete Menschen. Erst als mein Großvater starb, gestand ihm der angebliche Verführer seiner Frau, dass er nicht der Vater des Kindes sei, es habe gar kein Verhältnis gegeben, sie sei treu gewesen. Aber der Großvater zweifelte, und zweifelnd starb er.

Diese Geschichte habe ich jetzt in einem Roman verarbeitet. Hätte F. M. Felder von diesen Leuten gewusst, ich denke, er hätte sich ihrer angenommen. Aber so einen aufrechten Mann gab es damals eben nicht. Hätten sie zur gleichen Zeit gelebt, Nanni, die Frau von Felder, wäre eine Vertraute meiner Großmutter geworden. Vieles wäre anders und besser verlaufen. Wie das Leben hätte sein können.

Kenntnis der Schöpfung gehörte zu Felders Werkzeug, gehört zum Werkzeug des Dichters, damals wie heute. Felder wusste Bescheid über Mensch und Tier, die Natur gehörte zu seinem Studium. Gewiss, einen Menschen zu beschreiben, ihn in seiner Größe zu erfassen, ist schwer und nur dann möglich, wenn man ihn liebt, so glaube ich zumindest. Ich muss, um seinen Charakter zu erkennen, ihn mir zu eigen machen, dem Leser eine Vorstellung geben, die er nachvollziehen kann. Was passiert in einer Handlung, wie reagiert der Protagonist im Glück oder im Unglück.

Je mehr ich mich mit meinen Großeltern beschäftigt habe, umso mehr kann ich mich in Felder hineinversetzen. Ich habe im Bregenzerwald gelebt und die Eigenheit dieser Menschen kennengelernt, ihre Begabungen und Borniertheiten.

Ich frage mich, wie wäre Felder, würde er jetzt leben, woran würde er schreiben. Sicher ist, er und seine Frau und die meisten anderen wären nicht so früh gestorben. Ein Fortschrittgläubiger wie er hätte die Welt weitergebracht, das glaube ich fest.

Er wäre auf der Seite der Aufrichtigen gewesen und hätte laut verkündet, was er sich dachte. Wie gut es wäre, gäbe es heute einen wie ihn, er würde aufstehen und wieder nach Gerechtigkeit rufen.